

Rebecca Johnpee

**Loving the Wicked**  
**Ein Pakt aus Lügen**

*Übersetzt von Rebecca Marcus*

REBECCA JOHNPEE



DARK ROMANCE

LOVING  
THE  
WICKED

EIN PAKT AUS LÜGEN

VAJONA

*An alle, die still kämpfen:  
Eure Stärke ist größer, als ihr denkt.*

## Hinweis

Zahra: »Oh, hallo nochmal, wir würden gerne sagen –«

Zahra und Elio: »Willkommen zurück in unserer Welt.«

Zahra: »Wenn du hier bist, nehme ich an, dass du Band eins überstanden hast. Herzlichen Glückwunsch.«

Elio: »Oder Herzliches Beileid. Je nachdem, wie sehr du dich daran gewöhnt hast.«

Zahra: »Auch in dieser Geschichte geht es um Kriminelle, aber diesmal tauchen wir tiefer in ihre Psyche ein. Wir möchten sicherstellen, dass du gut informiert und vorbereitet bist, bevor du zu lesen anfängst.«

Elio: »Ja, wir sprechen von Schuld, Trauma, Besessenheit. Von der Art von Dingen, aus denen man sich nicht herausschießen kann.«

Zahra: (sanft) »Oder vor denen man nicht Weglaufen kann.«

Elio: »Damit wir alle Aspekte abdecken, hier die Listen mit Trigger- und Inhaltswarnungen, die du nicht ignorieren solltest.«

Zahra: »Gewalt, Mord und Blut – das gehört immer noch dazu.«

Elio: »Erwähnungen von sexuellem Missbrauch in der Kindheit. Aber keine detaillierten Schilderungen.«

Zahra: »Depression, Traumata, Selbstmordgedanken, Suizidversuch –«

Elio: »Und ein Hauch von Psychosen – Halluzinationen, Paranoia ...«

Zahra: »Und Überdosen.«

Elio: (trocken) »Gibt doch immer etwas, worauf man sich freuen kann.«

Zahra: »Oh – und explizite, sexuelle Inhalte. Eine Szene beschäftigt sich insbesondere mit BDSM-Dynamiken.«

Elio: (seufzt)

Zahra: (lacht) »Was denn? Wir müssen diese Dinge ganz offen kommunizieren.«

Elio: »Wie auch immer ...«

Zahra: »Falls dir irgendetwas davon zu heftig erscheint, pass bitte zuerst auf dich selbst auf.«

Elio: »Aber wenn du bereit für all das bist –«

Zahra: (grinst) »Willkommen zurück im Chaos.«

# WAS BISHER GESCHAH



Nachdem Zahra gemeinsam mit ihrer Bande *Street* den Mafioso Elio Marino bestohlen hat, findet sie sich in dessen Gefangenschaft wieder. Um ihre Freunde und sich selbst zu retten, geht sie mit Elio, der auch den Beinamen ›The Wicked‹ trägt, einen Deal ein: *Street* wird ihm dabei helfen, das heiß umkämpfte Original des Chihuahua-Gemäldes des verstorbenen Mafia-Bosses Eduardo aufzuspüren und zu stehlen, auf das es die ganze Unterwelt abgesehen hat. Denn das Gemälde ist der Schlüssel zu einem unvorstellbaren Schatz, der sowohl aus Gold als auch aus Informationen besteht. Doch dafür muss Elio nicht nur mit Zahra zusammenarbeiten, die er am liebsten ertränken und gleichzeitig besinnungslos küssen möchte, sondern auch mit Devil, einem weiteren Mitglied von *Street*, der außerdem sein Bruder ist und obendrauf auch noch der Freund von Zahra. Der Bruder, für den er den ganzen Plan überhaupt erst ausgeheckt hat.

Elio hat nur ein Ziel: Mit den Datenträgern, zu denen das Gemälde führt, das Mafia-Imperium seines Vaters zu zerstören, indem er es legalisiert, als ultimative Rache an ebendiesem, und dann Selbstmord zu begehen, damit Devil alles erbt. Doch seit *Street* auf dem Gelände des Mafioso lebt, verläuft einfach nichts nach Plan, wofür besonders Zahra verantwortlich ist, die nach ihren eigenen Regeln spielt. Bald schon kann Elio sich nicht mehr von ihr fernhalten, doch sie steckt voller Geheimnisse und das

Vertrauen und die zarte Liebe zwischen ihnen werden immer wieder auf die Probe gestellt.

Aber am Ende erhält Elio den entscheidenden Hinweis auf das Gemälde nicht von *Street*, sondern von einer Zufallsbekanntschaft: Gemma. Während er mit dieser und ihrer Gran zu Mittag isst, stecken Zahra und *Street* in einem mit Bomben präparierten Bus voller Schulkinder fest und sie küsst Devil vor laufender Kamera. Kaum, dass *Street* unbeschadet auf Elios Anwesen zurückkehren, erklärt dieser ihre Zusammenarbeit für beendet. Trotz allem, was er für Zahra getan hat, hat sie ihn hintergangen, sowohl privat als auch geschäftlich. Ihre Wege trennen sich. Zumindest vorerst ...

# PROLOG

*Elio*



*Vor vierzehn Jahren*

Von dem, was ich trug, über meine Art zu sprechen und zu gehen, bis hin zum ersten Mal Sex und dem ersten Schlucken Alkohol und bis hin zu meiner ersten Zigarre – es war die Stimme meines Vaters, die entschied, wer ich werden würde.

Ich redete mir ein, dass es mir nichts ausmachte. Er war mein Vater und ich sein Schatten. Sein gnadenloser Soldat. Seine Maschine. Ich sollte in seine Fußstapfen treten. Niemals Fehler machen. Seine Ratschläge beherzigen und seine Anweisungen befolgen.

Das war ich, dreihundertvierundsechzig Tage meines Lebens. Der Tag meiner Geburt stellte die Ausnahme dar, was Sinn ergab, denn es war der einzige Tag gewesen, an dem ich ich selbst hatte sein dürfen. Vierundzwanzig kostbare Stunden, in denen ich außerhalb meiner selbst, meinen Gedanken und meinen bisherigen Erfahrungen hätte leben können, wenn ich gekonnt hätte.

Doch an meinem neunzehnten Geburtstag änderte sich alles.

Mein Vater hatte ihn vergessen, was bedeutete, dass ich ihn eigentlich auch hätte vergessen sollen, doch der erste Dezember hatte sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.

Das Erste, was ich an diesem Tag tat, war, die Kirche auf unserem Anwesen zu besuchen. Ich kniete nieder und betete um das Seelenheil, genau wie meine Mutter es mir beigebracht hatte.

Danach verließ ich das Gelände, aber anders als die anderen Male fühlte ich mich nicht leichter; ich fühlte mich ... schwerer.

Ich verdrängte das Gefühl und holte Essen und Getränke für meinen Bruder Elia. Er hatte keine Ahnung, dass ich Geburtstag hatte. Ich hatte es ihm nie gesagt. Er wusste nur, dass ich an diesem Tag länger blieb. Aber anders als beim letzten Mal aß ich nicht mit ihm, sondern sah ihm nur beim Essen zu. Als er fragte, warum, sagte ich ihm, ich hätte keinen Appetit.

Er war zehn und alt genug, um meine Lüge zu durchschauen, aber er stellte keine weiteren Fragen.

Als ich schließlich ging, ging ich in eine private Bar, bestellte mir ein Bier, setzte mich allein an einen Tisch und trank auf nüchternen Magen.

Es war der erste Geburtstag, den ich voller Trauer feierte.

Ich stand kurz davor, ein weiteres Jahr als Elio Marino zu verbringen. In dieser Haut, in dieser Zeit, mit diesem Gesicht zu leben, mit dieser Stimme zu sprechen, diese Kleidung zu tragen ... ein weiterer Kreislauf aus Höhen und Tiefen, aus »Ja, Sir« und Wegschauen, eine weitere Runde, in der ich eine Lüge lebte, die als meine Wahrheit programmiert worden war.

Ich stand kurz davor, das alles noch einmal zu tun. Das Gefühl war geradezu ... zermürbend.

Die Bar war schwach beleuchtet und die Musik nicht mehr als ein leises Summen im Hintergrund. Ich war schon bei meiner vierten Flasche Bier, hatte die Hand am Kinn, die Augen geschlossen und war schläfrig, aber noch wach genug, um zu wissen, dass ich noch ziemlich nüchtern war.

Ganz tief in meinem Innersten verfolgte mich ein vager Gedanke. Seit vier Jahren, seit dem Tag, an dem ich Elia beinahe getötet hätte, um meinem Vater zu gefallen, ertappte ich mich dabei, genau das zu tun, was meine Mutter einst getan hatte. Es war das gleiche Schweigen. Die gleiche Art, wie sie stundenlang ins Leere gestarrt hatte, als könne sie das Ende von allem sehen. Es erschreckte mich zutiefst, ihr Schweigen in meinem eigenen wiederzuerkennen.

Langsam wurde ich zu einem Schatten meiner selbst. Aber ich verbarg die Risse gut. Ich zwang sie, zu verschwinden, damit ich besser schlafen konnte, damit die dunklen Gedanken mich in Ruhe ließen ... doch je mehr Leben ich nahm, desto tiefer versank ich in dieser Hülle, desto mehr versagte mein Verstand, zerbrach Stück für Stück.

Zumindest hatte ich immer den ersten Dezember gehabt, der mich wieder aus meiner Hülle geholt hatte. Doch meine dunklen Gedanken hatten mir nun meinen einzigen Tag der Freiheit verdorben und ich wusste, dass es von jetzt an kein Zurück mehr gab.

Ich wusste, dass mein neunzehnter Geburtstag der Tag sein würde, an dem ich mich am schwersten fühlen würde, weil es nichts zu feiern gab. Ich konnte nur das kommende Jahr betrauern. Ich konnte nur den Gedanken hassen, meinen ersten Atemzug zu nehmen, wenn ich am nächsten Tag aufwachte.

Meine Geburtstage würden nun die schlimmsten Tage meines Lebens sein. Ständige Erinnerungen daran, dass ich noch lebte.

Ich schüttelte den Kopf, verdrängte diese Gedanken, trank einen weiteren Schluck Bier, sah mich um und begegnete den Blicken zweier Frauen, die am anderen Ende saßen. Eine winkte mir zu, die andere spielte mit den Spitzen ihres blonden Haares.

Ein unangenehmes Gefühl breitete sich in mir aus und ich wandte den Blick ab. Mit siebzehn hatte ich zum ersten und letzten Mal Sex gehabt.

Ich war in einem der privaten Clubs meines Vaters gewesen. Er hatte eine erfolgreiche Lieferung gefeiert – was auch immer er außerhalb des Geschäfts so trieb. Ich wusste, dass es eine riesige Lieferung gewesen sein musste, denn fünfundsiebzig Prozent seiner Handlanger waren anwesend. Sie waren so laut und wild gewesen. Ich hatte ihre Gesellschaft nicht besonders genossen, aber ich hatte es ausgehalten, während sie sich mit Jubelrufen und gelallten Worten unterhalten hatten.

Mein Vater hatte mir einen Drink in die Hand gedrückt. Es war nicht mein erster Kontakt mit Alkohol gewesen. Ich hatte

gelegentlich mit Casmiro Bier getrunken, aber nichts, das so stark gewesen war.

Als ich es ausgetrunken hatte, hatte er mir noch einen in die Hand gedrückt und dann noch einen und noch einen, bis das Gefühl in meinen Zehen sich wie ein Kampf zwischen Leben und Tod angefühlt hatte.

Alles, was von diesem Moment an geschehen war, verschwamm zu einzelnen Bildern und kurzen Ausschnitten – der strenge, schwere Geruch von Zigarren, der in dieser Nacht in der Luft lag, die Rauheit seiner Stimme, als er zwei Frauen herüberrief ... zwei Frauen, die kaum etwas anhatten. Er hatte gegrinst, als sie sich beide an mich drängten, doch sein Gesicht verschwamm immer wieder.

Dann hatte ich Hände gespürt, die meinen Oberschenkel berührt und unter mein Hemd geglitten waren, um über meine Brust zu reiben, schließlich hatten Lippen an meinem Hals gelegen.

Ich glaube, ich wollte mich dagegen wehren, aber die Stimme meines Vaters hatte meine eigene übertönt. »Nehmt ihn mit nach oben und sorgt dafür, dass er sich amüsiert. Seine Unterschrift hat uns das hier beschert.« Er hob sein Glas, als würde er mir einen riesigen Gefallen tun. »Viel Spaß, Marino.«

Ich erinnere mich, dass ich irgendwohin geführt worden war. Und dann auf eine weiche Matratze gefallen war. Ich erinnere mich, dass eine von ihnen versucht hatte, mich zu küssen, aber ich erinnere mich auch, dass ich sie gestoppt hatte und an das Kichern, das sie danach von sich gegeben hatte, als sie mir ins Ohr flüsterte: »Keine Küsse, verstanden.«

Und dann erinnere ich mich daran, wie ich nackt aufgewacht war, neben zwei schlafenden, *nackten* Frauen. Die Kopfschmerzen danach, die Lippenstiftflecken auf meiner Haut, die erste Minute der Panik und dann die lange Dusche, die ich genommen hatte. Ich hasste es. Ich hasste alles daran. Später hatte ich versucht mir einzureden, dass ich zugestimmt hatte, dass der Alkohol meine eigene Entscheidung gewesen war, aber die Fakten waren

unumstößlich: Ich war siebzehn Jahre alt gewesen, er hatte mir den Alkohol besorgt und er hatte meinen Körper ausgeliefert.

In jener Nacht stand ich vor der Schlafzimmertür meines Vaters, eine Waffe in der Hand, und stellte mir vor, wie ich hineingehen und meine ganze Munition auf ihn abfeuern würde.

Aber ich konnte es nicht tun. Er war mein Vater, der Ehemann meiner Mutter und der Beschützer meiner Geschwister. Ich konnte ihn nicht töten, also steckte ich die Waffe hinten in meinen Hosenbund und ging davon.

Bis heute fragte ich mich, ob ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Einfach wegzugehen.

Mir war klar, dass die Mädchen, die mich gerade beobachteten, zu meinem Tisch kommen würden, wenn ich jetzt nicht ginge. Das konnte ich wirklich nicht gebrauchen.

Nicht heute.

Also trank ich mein Bier aus, bezahlte meine Rechnung und verließ die Bar.

Als ich eine Stunde später das Anwesen erreichte, vibrierte mein Handy und ich holte es heraus. Der Name meiner Schwester stand auf dem Bildschirm, gemeinsam mit einer Nachricht, bei der mir das Herz in die Hose rutschte.

Mari:  
SOS

Ich stürzte ins Haus. Das Geräusch von zerbrechendem Glas, begleitet von Schreien und Weinen, ließ mich zum Zimmer meiner Mutter eilen.

Ich rannte den Flur entlang und das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich Mariana auf den Knien entdeckte, wie sie den weinenden Lorenzo in den Armen hielt, direkt vor dem Zimmer meiner Mutter. Auch Mariana weinte und ich sah Blut an Lorenzos Arm. Mein siebenjähriger Bruder hatte seinen Kopf an der Brust meiner Schwester vergraben.

Mariana blickte auf, ihre Augen brannten vor Wut, als sie mich

ansah. »Wo bist du gewesen!«, schrie sie mich an. »Sie hat ihm verdammt noch mal wehgetan!«

Hinter der geschlossenen Tür hörte ich lautes Gemurmel, zerbrechendes Glas, dumpfe Schläge und unverständliche Schreie.

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter. »Geh – steh auf, geh und verarzte seine Wunde. Ich komme bald zu euch.«

Sie warf mir einen verwirrten Blick zu, ihre grauen Augen blinzelten, als hätte sie mich nicht richtig gehört. Sie stand auf und Lorenzo weigerte sich, aufzublicken. Das tat er nie. Er sah mich nie an. Ich stand auf Papàs Seite, nicht auf ihrer. Niemals auf ihrer.

»Bald? Du willst da reingehen? Sie ist – Gott, sie hat den Bezug zur Realität verloren! Sie hat Enzo verletzt!«

»Bitte, Mariana, geh in dein Zimmer, schließt die Tür ab –«

»Was, wenn sie dir wehtut? Mamá ist doch nicht mehr sie selbst!«

»Nein, sag das nicht, sie – ihr geht es gut, sie macht gerade nur eine schwere Zeit durch.«

»Ich bin siebzehn, ich bin kein verdammtes Kind, Marino! Sie braucht ärztliche Hilfe!«

»Mari, bitte, bring Enzo weg. Ich kümmere mich darum.«

»Aber sie ist –«

»Enzo ist verletzt, geh und hilf ihm – reinige seine Wunde –«

»Was, wenn sie –«

»Jetzt geh verdammt noch mal! Geh in dein verfluchtes Zimmer und schließ die verdammte Tür ab, Mariana!«, brüllte ich.

Sie zuckte zusammen, Angst trübte ihren Blick – ein Ausdruck, den ich immer dann bei ihr sah, wenn unser Vater in der Nähe war. Enzos Weinen wurde lauter und er drückte sich fester an Mariana.

Ich beruhigte mich und streckte die Hand nach ihnen aus.  
»Mari–«

Hastig wich sie zurück. »Ich hasse dich!«, schrie sie mit zitternder Stimme und zog Enzo mit sich fort.

Ich sah ihnen nach, wie sie den Flur hinunter verschwanden,

biss mir auf die Zunge und verfluchte mich im Stillen dafür, dass ich so die Beherrschung verloren hatte.

Seufzend zog ich meine Schuhe und Socken aus, da ich wusste, dass Mamá es nicht mochte, wenn man ihr Zimmer mit ihnen betrat.

Ich stieß die Tür auf und mein Herz schmolz dahin, als ich meine Mutter dabei beobachtete, wie sie auf und ab ging, sich auf die Finger biss und vor sich hin murmelte. Tränen liefen ihr über das Gesicht, ihre Füße waren nackt und sie hinterließ Blutflecken auf dem Boden, als sie auf das zerbrochene Glas trat, fast so, als würde sie den Schmerz nicht spüren.

»Mamá«, flüsterte ich, als ich den Raum betrat. Der Schmerz, der in meinen Füßen pochte, als ich auf sie zustürmte, war mir egal. Es war mir egal, dass ich mich dabei schnitt. Ich wusste nur, dass ich zu ihr musste, um sie hierher zurückzuholen. Zu mir. In die Realität. »Mamá«, rief ich diesmal lauter und blieb vor ihr stehen, als sie versuchte, an mir vorbeizugehen.

Ich versperrte ihr den Weg und sie trat zur anderen Seite, wobei ich ihr den Weg erneut abschnitt. Ihr Blick war leer.

»Mamá, sieh mich an.« Ich versuchte, ihren Blick auf mich zu ziehen.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, an mir vorbeizukommen, aber ich ließ sie nicht. Dann schrie sie. Sie versetzte mir Ohrfeigen und Schläge.

»Raus hier! Raus hier, du Mistkerl!«

Ich versuchte, ihre Hände zu packen, während sie weiterschrie. »Mamá, ich bin es, Elio. Sieh mich an!«

»Nein! Elio ist tot! Du hast mein Baby getötet! Du hast mein einziges Kind ertränkt, du Bastard! Verschwinde! Verschwinde aus meinem Leben! Lass mich in Ruhe!«

»Nein, Mamá, mir geht es gut! Ich lebe noch, Elio ist hier, ich bin hier!« Ich packte ihre Hände und sie versuchte, mich zu treten. »Mamá, bitte, hör auf –« Sie rammte mir ihren Kopf direkt gegen den Kiefer und ich schmeckte Blut, aber ich versuchte trotzdem, sie zu bändigen.

»Lass mich in Ruhe!«, schrie sie.

»Nein, sieh mich an! Ich bin jetzt hier! Ich bin hier –«

Sie wehrte sich gegen mich. Ich wollte ihr nicht wehtun; sie war so zerbrechlich, dass ich befürchtete, ihr Handgelenk zu verletzen, wenn ich meine Hand noch fester darum schloss.

Ich lockerte meinen Griff etwas, ließ sie aber nicht los, weil ich wusste, dass sie sich umdrehen würde, um nach dem nächsten Gegenstand zu suchen, den sie nach mir werfen könnte. Als sie sich tatsächlich umdrehte, um nach einer Vase zu greifen, schlang ich meine Arme von hinten um sie, hielt sie fest und drückte ihren Rücken an meine Brust.

»Nein!« Ein Schrei entrang sich ihr. »Lass mich los, Ricardo!«

»Mamá, ich bin's, Elio! Versuch, mir zuzuhören, bitte!« Die Verzweiflung drang als grollendes Knurren aus meiner Brust.

»Verpiss dich! Ich bringe dich um, du Mistker! Ich bringe dich verdammt noch mal um, weil du mein Baby getötet hast!« Während sie schrie, versuchte sie mit aller Kraft, sich aus meinem Griff zu befreien, aber ich hielt sie fest, obwohl mein Kopf vom Alkohol noch immer etwas benebelt war.

Wir taumelten beide und ich musste auf etwas getreten sein, denn ich fiel zu Boden, während ich sie immer noch festhielt.

Um ihren Kopf davor zu bewahren, gegen den Bettpfosten zu schlagen, wirbelte ich uns herum und nahm ihren Platz ein. Mein Ellbogen landete auf einer Glasscherbe und mein Hinterkopf prallte heftig gegen die Eisenstange.

Für etwa zwei Minuten sah ich Sterne, aber ich hielt sie trotzdem fest, auch als sie mit den Beinen strampelte und mir ihre Ellbogen in den Bauch rammte.

Vor Anstrengung schwitzend versuchte ich, sie ruhig zu halten. Ich verstärkte meinen Griff um sie, ihr Rücken drückte gegen meine Brust, während ich ihre Beine mit meinen festhielt und ihre Bewegungen unterband.

»Bitte lass mich los! Tu mir nichts!«, schrie sie panisch.

»Ich werde dir niemals wehtun«, versprach ich ruhig, während ich spürte, wie etwas Warmes meine Kopfhaut hinunter und in

meinen Nacken lief. Der stechende Schmerz im Hinterkopf war fast unerträglich. »Niemals, Mamá.«

»Dann lass mich gehen, Ricardo.«

»Ich bin es, Elio. Ich bin Elio. *Por favor*, komm zurück zu mir.« Sanft wiegte ich sie hin und her. »*Por favor*«, flüsterte ich.

Mein Griff wurde fester.

»Du hast ihn getötet. Du hast mein einziges Kind getötet.«

Meine Brust zog sich zusammen. »Mamá, du machst mir Angst. Ich bin nicht dein einziges Kind und ich bin hier, verdammt noch mal.«

»Du hast meinen Elio getötet.«

Ich legte meinen Kopf von hinten an ihren Hals. »Ich lebe noch, Mamá. Mir geht es gut. Hör auf meine Stimme.«

Sie beruhigte sich ein wenig und murmelte: »Er ist tot.«

»Nein, er lebt noch und ist quicklebendig. Er hält dich fest. Du hast ihn heute vor neunzehn Jahren zur Welt gebracht. Du hast gesagt, er habe dich angelächelt, auch wenn er dich nicht sehen konnte. Du hast gesagt, er habe sich geweigert, deine Hand loszulassen. Du hast gesagt, du hättest ihm jeden Abend ein Schlaflied auf Spanisch vorgesungen. Du hast gesagt, er sei unbezahlbar.«

»Unbezahlbar«, flüsterte sie.

»Ja.« Ich drückte sie noch fester an mich und küsste ihr Haar. »Ich bin hier.«

»Hier.« Es war kaum mehr als ein Flüstern und ich wusste, dass sie das Bewusstsein verlor.

»Ich werde dich niemals verlassen. Niemals.« Ich wiegte sie hin und her, blickte mich in dem Chaos des Zimmers um und wusste, dass es sie erschrecken würde, wenn sie aufwachte.

Ich blieb noch fünf Minuten so, bevor ich sie auf das Bett legte und damit begann, das Zimmer aufzuräumen. Als ich fertig war, ging ich in ihr Badezimmer, um ein Erste-Hilfe-Set zu holen, bevor ich ihre Wunden säuberte und sie zudeckte.

Ein paar Sekunden lang beobachtete ich sie und verließ dann das Zimmer. Ich vergaß meine Schuhe, meine blauen Flecken und

dass ich mich beruhigen musste, als ich den Flur entlangstürmte, auf dem Weg zum Arbeitszimmer meines Vaters.

Ich machte mir nicht die Mühe, anzuklopfen, sondern stürmte einfach hinein. Die Wut, die in meinen Adern brodelte, war verdammt noch mal gleißend. Meine Brust hob und senkte sich heftig, als ich sah, wie die beiden Männer, die ihm gegenüber saßen, mich mit gerunzelter Stirn anstarrten, während mein Vater mich enttäuscht ansah.

»Elio, was soll das –«

»Raus!«, brüllte ich die Männer an.

Sie schauten verwirrt drein und mein Vater schnappte nach Luft. Als sich niemand rührte, grinste ich höhnisch. »Wenn ihr mich dazu zwingt, das zu wiederholen, Sorge ich dafür, dass ihr es bereut, jemals eure verdammten Häuser verlassen zu haben. Probiert es nur aus.«

Eine Sekunde verging, bevor sie hastig aufstanden und an dem angesteckten Schlosswappen an ihren Anzügen erkannte ich, dass es sich um zwei der hoch angesehenen Capos meines Vaters handelte. Es war mir immer noch scheißegal.

Nachdem sie gegangen waren, sprang mein Vater von seinem Stuhl auf.

»Du wirst nie wieder so respektlos –«

»Sei ruhig!«

Sein Mund schloss sich, Überraschung und Vorsicht erfüllten seine weit aufgerissenen Augen.

»Meine Mutter ist krank. Du wirst davor nicht länger die Augen verschließen.«

»Elio –«

»Das war keine verdammte Bitte, Vater.«

Ich war voller Adrenalin. Normalerweise hätte ich nicht so mit diesem Mann sprechen können. Aber ich hatte es satt, zu schweigen.

»Es geht ihr immer schlechter«, sagte ich.

»*Das spielt keine Rolle*«, entgegnete er auf Italienisch.

Ich starrte ihn an. »Sie hat Enzo verletzt. Sie hat mich verletzt!

Verstehst du das denn nicht, verflucht noch mal!« Ich antwortete auf Englisch, weil mir klar wurde, dass er versuchte, die Kontrolle zu übernehmen.

»Deiner Mutter geht es gut! Und du wirst nicht so mit mir reden, Junge!«

Ich ging auf ihn zu, bis uns nur noch wenige Zentimeter trennten, packte ihn am Hemdkragen und brüllte: »Meine Mutter braucht Hilfe! Sie braucht Hilfe, du Mistkerl! Hilfe! Es kann nur noch schlimmer werden! Was, wenn sie sich etwas antut? Hm? Was machen wir dann? Was zum Teufel machen wir dann? Wenn sie stirbt, was dann, hm? Sag was, du elender Mistkerl!«

Seine Augen suchten meine. Zuckend. »Du klingst mehr wie sie als nach dir selbst.«

Verwirrt runzelte ich die Stirn. »Was –«

»*Bist du sicher, dass es dir gut geht, mein Junge?*«, fragte er ebenfalls auf Italienisch.

Ich hielt inne und merkte, wie mein Atem in kurzen, keuchenden Zügen kam. Mein Blick fiel auf meine Hände, die sein Hemd umklammerten. Sofort ließ ich ihn los und trat einen Schritt zurück.

»Mir geht es gut.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Nein. Ich gehe kein Risiko ein. Zieh dir Schuhe an, Junge, wir werden eine Diagnose stellen lassen.«

Angst schnürte mir den Magen zusammen. »Ich habe gesagt, dass es mir gut geht!«

Er warf mir einen finsternen Blick zu. »Willst du, dass ich Gewalt anwende? Denn das werde ich.«

Darauf konnte ich nichts erwidern und wenige Minuten später waren wir auf dem Weg zum Familienkrankenhaus.

»Wenn wir Mamá dazu bringen könnten, dass –«

»Ich will nichts von deiner Mutter hören«, fuhr er mich an.

Wir erreichten das Krankenhaus und die Untersuchungen begannen. Sie führten Tests durch, nahmen Blut ab und machten einen Scan, um neurologische Ursachen auszuschließen. Die

Ärzte stellten hunderte Fragen. Es dauerte eine Weile. Ich erinnere mich an den Geruch von Desinfektionsmitteln und an die hohe Stimme einer Krankenschwester, nicht an ihre genauen Worte. Ich erinnere mich, wie die späte Nacht in den Morgen überging, wie die Abläufe beschleunigt wurden, wie ich, als die Sonne aufging, in einem Raum saß, in dem uns ein Psychiater mitteilte, ich hätte eine schwere depressive Störung sowie einige andere Hirnprobleme, die ich verdrängt hatte, weil ich die Veränderung in Vaters Verhalten spürte und seine Augen sich auf jene Weise verdunkelt hatten, wie sie es taten, wenn er nach einer schnellen Lösung suchte.

Ein paar Minuten später fuhren wir nach Hause, im Auto herrschte Stille, bis er das Wort ergriff.

»Du trittst in die Armee ein«, verkündete er.

Mein Kopf schnellte herum. »Was?«

»Du trittst in die verdammte Armee ein.«

»Warum?«, fragte ich verwirrt.

Er war klug genug, an den Straßenrand zu fahren, ließ aber den Motor laufen, während er antwortete. »Hast du die Diagnose nicht gehört? Du bist verrückt und ich verspreche dir, dass ich das aus dir herausbekommen werde.«

»Ich bin nicht verrückt.«

»Doch, bist du.«

»Ich bin verdammt noch mal nicht verrückt!«

»Das bist du doch!«, schrie er zurück.

»Ich komme doch gar nicht zur Armee. Glaubst du, die würden mich aufnehmen, wenn sie von meinem Gesundheitszustand erfahren?«

»Ich werde dich da schon unterkriegen. Es gibt eine abgeschiedene, geheime Basis für Leute wie dich. Ich werde die notwendigen Telefonate führen.«

»Das ist doch verrückt. Du kannst nicht einfach –«

»Sieh dich doch nur an!«, schrie er plötzlich, während die Ader an seiner Stirn pochte. »Eine einzige Enttäuschung. Verachtenswert und schwach wie deine verdammte Mutter.«

»Ich bin nicht schwach. Depression zu haben ist keine Schwäche«, presste ich hervor.

»O doch, das ist es, und du *bist* schwach.«

»Du weißt nicht, was du da sagst.«

»Ich weiß ganz genau –«

»Nein!« Ungläubig starrte ich ihn an, mein Herz hämmerte. »Nein, ich trage diese verdammte Familie auf meinen Schultern, während du dich quer durch Italien vögelst und deine Frau betrügst. Ich bin für deine Frau und deine Kinder da, ich bin für dich da! Ich bin für alle da, nur nicht für mich selbst! Warum *zum Teufel* sollte ich nicht depressiv sein?«

Er sah mich an, als wäre ich ein Fremder. »Das. Genau das, dieses verabscheuungswürdige Verhalten, ist der Grund, warum dir der Kopf geradegerückt werden muss.«

»Ich brauche gar nichts –«

»Wenn ich sage, dass du etwas brauchst, dann brauchst du es verdammt noch mal! Widerspruch mir gefällt nicht.«

»Du bist derjenige, der verrückt ist. Wenn du mich wegschickst, wer kümmert sich dann um sie? Wer hält Mamá fest, wenn sie wieder vergisst, wer sie ist oder welches Jahr wir haben? Das kannst du ihnen nicht antun, das kannst du mir nicht antun.«

»Du trittst in die Armee ein und lässt dich in Ordnung bringen.«

Ich schüttelte den Kopf, blickte nach vorn und presste mit stockendem Atem hervor: »Wie kannst du nicht begreifen, dass du mein Leben ruinierst?«

»Durch mich wirst du besser.«

Ich sah zu ihm zurück, ignorierte den Zorn in seinen Augen und konzentrierte mich auf seine Unwissenheit und Angst. »Nein, Papà, du verschlimmerst es nur.«

Das schien ihn zum Schweigen zu bringen. Er räusperte sich. »Ich bin dein Vater. Du sollst auf mich hören und tun, was ich sage. Ich weiß, was das Beste für dich ist. Überlass die Familie mir. Das ist nicht deine Aufgabe. Deine Aufgabe ist es, gesund zu werden. Eines Tages wirst du meinen Platz einnehmen und ich

werde nicht zulassen, dass du meinen Namen ruinierst, Elio. Du bist ein Marino. Und ein Marino ist nicht schwach oder verrückt. Die private Basis wird dich daran erinnern. Habe ich mich klar ausgedrückt?»

Ich lehnte mich gegen den Ledersitz und biss die Zähne zusammen.

»Ist das verdammt noch mal klar, Junge?»

»Ja, Sir.«

»Gut.« Und dann fuhr er weiter. »Du wirst übermorgen aufbrechen.«

Ich schaute aus dem Fenster und dachte an die Versprechen, die ich gleich brechen würde.

Ich tat alles wie auf Autopilot.

Wir kamen zu Hause an und ich war schon aus dem Auto, bevor er mich zurückrufen konnte. Dann ging ich direkt in Marianas Zimmer und schloss die Tür mit dem Hauptschlüssel auf.

Sie und Enzo lagen auf ihrem Bett und schliefen tief und fest. Ein Buch lag auf ihrer Brust und war kurz davor, herunterzurutschen.

Ich trat näher, nahm das Buch von ihrem Körper, legte es neben sie und schaltete die Leselampe aus.

Ich zog die Bettdecke hoch und deckte sie zu, bevor ich mich hinunterbeugte, um beide auf die Stirn zu küssen. »Es tut mir leid«, flüsterte ich. »Es tut mir so leid.«

Ich verließ das Zimmer und schlief in dieser Nacht nicht. Als der Morgen langsam anbrach, ging ich zu Elia. Sagte ihm, dass ich ihn wegschicken würde. Es brach mir das verdammte Herz, er weinte und flehte mich an, uns nicht zu trennen.

Ich verriet ihm den Grund nicht. Es war besser, wenn er mich hasste. Da ich wusste, dass mein Vater andere Pläne für mich in dieser Armee hatte, würde ich ihn nicht kontaktieren können.

Ich würde von der Welt abgeschnitten werden. Ich würde gefoltert werden. Das war sein Spiel.

Elia klammerte sich an mich und ließ mich versprechen, dass ich nicht gehen würde. Ich wusste, dass er nicht locker-

lassen würde; darauf war ich vorbereitet gewesen. Deshalb fiel mir plötzlich ein Getränk ein, das ich ihm auf dem Weg hierher mitgebracht hatte. Ich ging zu meinem Auto, holte den gekühlten Saft aus dem Kofferraum, ging zurück in die sichere Unterkunft und sah ihm beim Trinken zu, während er mir erzählte, was sein Lehrer ihm über Wale beigebracht hatte.

Deshalb sah ich zu, wie er plötzlich einschlief, ehe ich ihn zum Flughafen fuhr und ihn den Leuten übergab, die ihn nach Los Angeles bringen würden. Deshalb stand ich dort, bis das Flugzeug abhob und aus meinem Blickfeld verschwand.

Ich hockte mich hin, bedeckte mein Gesicht mit den Handflächen und stieß einen kehligen Schrei aus, der mir auf der ganzen Heimfahrt Schmerzen in der Brust bereitete.

An diesem Tag achtete ich darauf, Mariana, Lorenzo und meine Mutter nicht zu sehen.

Am nächsten Tag war ich auf dem Weg zur Armee.

Der ganze Vorgang war wie ein Traum.

Sie rasierten mir den Kopf.

Sie gaben mir die Uniform und brachten mich in eine andere Einrichtung.

Während meines gesamten Aufenthalts dort erhielt ich eine ganz spezielle Behandlung.

Ein Jahr später kam mein Vater, um mich nach Hause zu bringen. Er war beeindruckt von meinen Fortschritten. Er umarmte mich, doch ich erwiderte die Umarmung nicht. Ich sah ihm nicht ein einziges Mal in die Augen. Die Schrecken, die ich durchlebt hatte, das, was sie mir angetan hatten, die dunklen Gedanken, die sich mit jeder Sekunde, die verging, in meinem Kopf vermehrten ... all das konnte ich nicht vergessen.

Die Taubheit, die sich in meinem Bauch ausbreitete.

Ich hatte recht gehabt. Er hatte meinen Zustand nur noch schlimmer gemacht.

Aber ich wusste, dass mein Anker zu Hause war. Zurück auf dem Anwesen, bei meiner Familie.

Sie waren der einzige Grund, warum ich überhaupt auch nur im Entferntesten darauf erpicht war, zurückzukehren.

Mein Vater hatte mich direkt zum Versammlungshaus gebracht. Wir waren etwa drei Stunden dort gewesen, bevor ich frei war. Ich war in mein Zimmer gerannt, um die Uniform auszuziehen, die mein Vater mich gezwungen hatte bei dem Treffen mit seinen Handlangern zu tragen.

Doch in dem Moment, als ich das Zimmer und das Gebäude verließ, sah ich nichts als Chaos, Soldaten, die kreuz und quer rannten und Befehle brüllten.

»Wasser ... beeilt euch ...sie sind drinnen ... Feuer ...Kirche ... brennt ... löscht das Feuer ... schnell!«

Die Stimmen drangen in meinen Kopf ein und schwappten wieder hinaus.

Ich werde nie vergessen, wie die riesigen Rauchwolken aus dem Gebäude aufgestiegen waren, den überwältigenden Geruch von Benzin, der mir die Kehle zugeschnürt hat, den Geruch von brennendem Holz und die Hitze des Feuers, die meine Haut von dort, wo ich gestanden hatte, erwärmte. Einen Moment lang konnte ich mir keinen Reim darauf machen. Dann begannen die Schreie und es dämmerte mir. Mein Herz zog sich zusammen und rutschte mir in die Hose.

Ich rannte – Gott – ich war noch nie in meinem Leben so schnell gerannt wie in diesem Moment. Mein Ziel war es gewesen, durch die Flammen zu stürmen, als ob das überhaupt möglich gewesen wäre. Aber in diesem Moment hatte es sich zumindest möglich angefühlt, in diesem Moment wollte ich die Hände abhacken, die sich in meine Haut krallten und mich davon abhielten, sie zu erreichen, sie zu retten.

Ich hatte mit ansehen müssen, wie das Feuer alles verschlungen hatte. Meine Mutter. Meine Geschwister. Die Kirche.

Und ich kam zu spät.

Ich war nicht dort gewesen.

Die Aufnahmen aus der Kirche sah ich mir mehrmals an, gleich nachdem mein Vater alle beseitigt hatte, die Zeugen der

Ereignisse gewesen waren oder gesehen hatten, was wirklich geschehen war, damit er eine Darstellung zu seinen Gunsten schaffen konnte.

Ich sah sie mir immer wieder an – wie meine Mutter die Kirche mit Benzin getränkt und meine Geschwister gefesselt hatte. Die Wahnvorstellungen meiner Mutter, als sie den beiden einen Kuss auf die Stirn drückte, während sie weinten, das Klicken eines Feuerzeugs und dann ... nichts mehr. Jedes einzelne Detail dieses Videos prägte sich tief in mein Gedächtnis ein.

Denn ich würde sie brauchen.

Ich würde sie brauchen, wenn ich alles niederbrannte, mit meinem Vater und mir als die Opfer unseres eigenen Untergangs.

# KAPITEL

## 1

*Elio*



»Da bist du ja.« Casmiros raue Stimme durchbrach das leise Summen des Nachmittags. Zögernd wandte ich den Blick von der Seite des Magazins *Politics Today*, das ich gerade las, hob den Kopf und sah, dass er auf den Pavillon zuing. Die Luft roch schwach nach Chlor, dank des Pools neben mir, der gerade gereinigt worden war und dessen Oberfläche sich im Sonnenlicht kräuselte. Casmiros Schritte waren vorsichtig, die Hand an seinen Oberkörper gepresst, während er die beiden Stufen hinaufstieg, bevor er sich auf den Stuhl mir gegenüber setzte. »Ich bin zu dir nach Hause gegangen, um dich zu suchen.«

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf das Magazin, da ich seinen Zustand nicht für ernst genug hielt, um nach Komplikationen Ausschau zu halten. »Du solltest nicht hier draußen sein. Du musst dich erst einmal richtig erholen.«

»Mir geht es gut«, erwiderte der Mann mit einem Grunzen, während er sich in dem Sessel zurücklehnte. Ich spürte seinen Blick, aber ich wollte weder reden noch Gesellschaft haben. Seine Anwesenheit irritierte mich und es war nicht ratsam, nachzugeben, da ich nichts sagen wollte, was ihm nicht gefallen würde. »In letzter Zeit ist es furchtbar still«, sagte er.

Ich antwortete nicht, las die Zeile vor mir schon zum dritten Mal.

Er räusperte sich. »Du hast mir nie erzählt, wie dein Verhör mit

dem Mann verlief, den du von der Bande gefasst hast, die mich in Turin angegriffen –«

»Er ist tot.«

Einige Sekunden lang herrschte Stille, bevor er wieder sprach.  
»Wie ist es gelaufen?«

Vor meinem inneren Auge spielte sich ein Video ab, in dem ich eine Kehle durchschnitt, eine Akte durchsah, an einen Ort drei Regionen von Mailand entfernt reiste, weitere Kehlen durchschnitt, Wände rot strich, Schreie erstickte und Fleisch herauschnitt. All diese Bilder füllten meine Gedanken, verschwanden aber im Handumdrehen.

»Ohne Erfolg.«

»Und du hast ihn einfach so getötet?«

»Ja.«

»Also ... Wie sollen wir deiner Meinung nach die Verantwortlichen für die Schießerei in meinem Rennstall finden?«

»Unsere Partner in Sizilien wurden bereits informiert. Sie werden sich darum kümmern. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Ich hörte ihn seufzen. »Ich wollte ... dich eigentlich etwas fragen«, begann er und nahm mein Schweigen als Zeichen, fortzufahren. »Es ist nun schon zwei Wochen her, seit *Street* gegangen ist. Ich habe meine Leute gefragt und sie meinten, du hättest dich nicht sonderlich um die Suche nach dem Gemälde gekümmert. Darf ich fragen, ob sie wegen des Medienrummels nach dem Busunfall gegangen sind?«

»Welchen Grund sollte es sonst geben?«

»Wir haben die Medien zusammen mit einigen unserer Partner in Amerika unter Kontrolle gebracht und das Gemälde ist für die breite Masse nicht mehr von Interesse.« Aus dem Augenwinkel sah ich, wie er sich bewegte. »Ich denke, wir sollten *Street* wieder ins Spiel bringen. Ich stehe immer noch mit einem von ihnen in Kontakt, mit Upper. Und er hat gesagt, sie stünden kurz davor, –«

»Casmiro.«

»Ja?«

»Deine Anwesenheit stört mich«, sagte ich und hob den Kopf, um ihn anzusehen. »Würdest du bitte gehen.« Das war keine Frage.

Er blinzelte mich an, die Stirn in Falten gelegt. »Ist etwas passiert?«

»Casmiro.« Ich schloss das Magazin. »Verschwinde.«

»Warum?«

»Bedeutet mein Befehl jetzt nichts mehr. Sind wir uns zu vertraut geworden, dass du eine einfache Anweisung nicht verstehst.« Auch das waren keine Fragen.

Sein Stirnrunzeln blieb und er machte keine Anstalten, zu gehen. »Jetzt weiß ich, warum es niemand gewagt hat, ein Wort zu sagen, als ich nach dir gefragt habe. Du bist schlecht gelaunt. Aber wir haben keine Zeit für deine Launen. Es steht zu viel auf dem Spiel; wir müssen loslegen, wenn wir –«

»Wir reisen nächste Woche nach Mexiko.«

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. »Warum erfahre ich davon erst jetzt?«

»Weil ich mich gerade erst dazu entschlossen habe. Und jetzt verschwinde.«

»Sag mir, was passiert ist. Wer hat dir ans Bein gepisst?«

Ich stöhnte und bereute, dass ich keine Zigarre oder einen Drink mitgebracht hatte. »Du wirst mich nicht in Ruhe lassen, oder?«

»Nein. Du benimmst dich noch schlimmer als sonst. Alle warten darauf, dass du ausrastest, also arbeiten sie besonders hart, um sicherzustellen, dass es keinen Grund für dich gibt, um auszurasten, und –«

»Ich habe einen Fehler gemacht.«, unterbrach ich ihn und beobachtete, wie sich sein Stirnrunzeln langsam in Überraschung verwandelte. Mir war klar, dass das eine Aussage von mir war, die er nicht oft zu hören bekam.

»Du ...«, sagte er gedehnt, ohne die Bedeutung wirklich zu begreifen, »hast einen Fehler gemacht.«

»Ja.«

»Kannst du das näher ausführen?«

»Wie wohl fühlst du dich dabei, über Dinge zu sprechen, die meinen Bruder betreffen?«

Seine Augen suchten meine, bevor er fragte: »Warum nimmst du an, dass es mir unangenehm ist, über deinen Bruder zu sprechen?«

Ich legte das Magazin auf den Tisch zwischen uns. »Du warst nicht gerade gesprächig, seit du von seiner Existenz erfahren hast. Ich glaube, vor dem Angriff auf dich haben wir kein Wort miteinander gesprochen.«

Er schüttelte den Kopf und seufzte. »Ich war wütend, dass du mir nichts gesagt hast.«

»Ich habe es niemandem gesagt.«

»Ich bin nicht niemand«, fuhr er mich an. »Ich dachte, wir würden uns mittlerweile vertrauen. Ich meine, all die Jahre? Hast du gedacht, ich würde ihm wehtun, wenn ich es herausfinde?«

»Nein. Ich wollte nicht, dass du es erfährst, weil ich nie vorhatte, ihn wiederzusehen.«

»Hättest du es mir gesagt, wenn ich es nicht herausgefunden hätte?«

»Nein.«

Dass meine Antwort ihm nicht gefiel, war mehr als deutlich. »Na gut. Kommen wir wieder zurück zum eigentlichen Thema. Wer hat dir ans Bein gepisst?«

Ich schwieg und dachte darüber nach.

Ihm zu erzählen, was mich in den letzten zwei Wochen rund um die Uhr beschäftigt hatte, würde es real erscheinen lassen. Es würde mich zwingen, zuzugeben, dass ich darüber nachgedacht hatte ... über *sie*. Das wollte ich nicht, denn mein Bauchgefühl sagte mir, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte, aber mein Kopf, mein Verstand und mein ganzes Wesen wollten sie aufsuchen.

Das war ungesund.

Ich sehnte mich danach, wieder in ihrer Nähe zu sein, jederzeit zu wissen, was sie tat und ihre Aufmerksamkeit auf mich zu

lenken. Ich sehnte mich nach der einzigen Frau, die ich nicht haben konnte. Meine Sucht ließ nicht nach. Das war kein Entzug; das war eine völlige Verleugnung meiner Gefühle und dessen, was ich wirklich wollte.

Zahra hatte eine klaffende Lücke in mir hinterlassen und ich war selbst schuld daran.

»Elio?«

Casmiros vorsichtiger Tonfall riss mich aus meinen Gedanken.

»Ich hatte eine Beziehung mit Zahra. Eine romantische.« Die Stille, die folgte, hatte ich erwartet.

Casmiros Blick war etwa eine Minute lang ausdruckslos, bevor sich seine Augenbrauen zögernd zusammenzogen, er die Stirn runzelte und seine Lippen schmal wurden.

»Du hattest was?«

»Ich habe schon vorher gewusst, dass sie etwas mit meinem Bruder hatte, aber sie hat mir gesagt, dass das nicht stimmt und ich habe ihr geglaubt, weil ich dachte, sie würde mir die –«

»Moment, Moment.« Casmiro setzte sich auf, eine Hand stützte seinen Oberkörper. »Nochmal zurück auf Anfang. Du hast ... du hast diese Schlampe gefickt?«

Die Welle unterdrückter Wut, die von innen an meiner Brust kratzte, ließ mich ihn finster anstarren. »Nenn sie noch einmal so und ich werde dich erschießen und dafür sorgen, dass du diesmal wirklich stirbst«, warnte ich. »Das ist keine leere Drohung. Ich werde dich töten, wenn du wiederholst, was du gerade gesagt hast.«

Abweisend winkt er ab, ein strenger Ausdruck legte sich auf sein Gesicht. »Du hast sie gefickt?«

»Sag das nicht so.«

Seine Augen weiteten sich, während er wild gestikuliert. »Wie zum Teufel soll ich es denn sonst ausdrücken?«, rief er.

»Es ist nicht –« Ich hielt inne und räusperte mich. »Es *war* nicht nur Sex. Da war noch etwas anderes.«

Casmiro runzelte die Stirn und blinzelte, als versuche er zu verstehen, was ich meinte, schaffte es aber nicht. »Etwas anderes,

wie ... du hast sie eine Vertraulichkeitsvereinbarung unterschreiben lassen oder so etwas –«

»Nein, nichts dergleichen. Ich meinte, dass es nicht nur körperlich war.«

Er wich zurück. »Moment ... emotional? Gefühle? Du ...« Die Verwirrung in seinem Gesicht wich Besorgnis, dann einer Grimasse und schließlich Ungläubigkeit. »Du magst Zahra?«

Ich runzelte die Stirn. »Du sagst das, als wäre es eine tödliche Krankheit, sie zu mögen.«

»Tut mir leid, ich verstehe das einfach nicht. In meinem Kopf – wenn ich versuche, mir dich und – was – nein – du machst doch Witze.«

Ärger stieg in mir auf und meine Brust zog sich zusammen. »Warum sollte ich darüber scherzen?«

»Keine Ahnung, um mich zu verarschen? Mich glauben zu lassen, ich wäre in irgendeiner Koma-Hölle ... Bist du mein verdammtes Unterbewusstsein? Sterbe ich?«

»Sei nicht so dramatisch. Du bist derjenige, der wissen wollte, warum ich so schlecht gelaunt bin.«

Er nickte. »Stimmt, ja. Ich wollte es wissen, aber ich hätte nicht gedacht, dass du mir sagen würdest, dass du sie gefickt hast – Moment mal, wann hat das angefangen?«

»Vor ein paar Monaten ...« Ihr Gesicht tauchte vor meinem inneren Auge auf, die Unbeschwertheit in ihrem Lächeln, die ihre braunen Augen immer wie guten Kaffee hatte wirken lassen, der süße Duft von Vanille und Amber, der immer von ihrem Haar ausgegangen war, wie weich ihre Haut gewesen war –

»Elio«, schnauzte Casmiro und ich blinzelte.

»Vor ein paar Monaten«, fuhr ich fort. »Obwohl es am Anfang ein bisschen hin und her ging.« Ich seufzte. »Ich werde ihr gegenüber nicht respektlos sein, indem ich dir irgendwelche Details verrate. Du musst nur wissen, dass wir bis vor kurzem zusammen gewesen sind.«

»Ich dachte, du mochtest sie nicht? Du hast versucht, sie zu ertränken, verdammt noch mal.«

»Das war, bevor ich sie kennengelernt habe. Ich habe nicht verstanden, warum sie Gefühle in mir geweckt hat. Ich konnte sie nicht einschätzen. Das kann ich immer noch nicht und ich will es auch gar nicht. Ich glaube, ich kenne sie jetzt einfach besser.«

»Nur weil du sie gefickt hast.«

»Schon vorher«, korrigierte ich ihn. »Sie hat dieses ... Charisma, ähnlich wie ich. Und ich war interessiert, eins führte zum anderen und wir –«

»Klar.« Casmiro schüttelte den Kopf. »Ich bin viel zu nüchtern für dieses Gespräch und –«

»Du wirst nicht trinken.«

»Doch, ich denke, ich –«

»Der Arzt hat deutlich gemacht, dass du keinen Alkohol trinken darfst, bis du vollständig genesen bist«, unterbrach ich ihn. »Vergiss diesen Gedanken sofort.«

Er seufzte. »Wie soll ich all das, was du mir erzählst, mit klarem Kopf verdauen? Um Himmels willen, das ist einfach unmöglich. Ich habe gedacht, du lebst im Zölibat.«

Ich hob eine Braue. »Habe ich das?«

»Ich habe dich schon so lange nicht mehr mit einer Frau gesehen – seit Jahren und – einfach – von all den Frauen da draußen wählst du ausgerechnet die, die das personifizierte Misstrauen darstellt.«

»Ich kann nichts dafür, wen ich mag.«

»Ich weiß nicht, E ... Ich habe dieser Frau noch nie vertraut. Ich mag sie überhaupt nicht. Keine Ahnung, weshalb, aber ich mag sie einfach nicht.«

»Hm.« Ich nickte und wandte den Blick ab. »Ich kann mir vorstellen, weshalb.«

»Nein, nein, du verstehst mich nicht. Ich habe dir doch erzählt, dass sie mich an dem Tag, als ich angegriffen worden bin, bedroht hat. Sie hat mir gesagt, ich solle mich aus ihren Angelegenheiten raushalten. Der Ausdruck in ihren Augen, ihr ganzes Auftreten? Alles hat sich in dieser einen Sekunde geändert, als ich zu ihr hinübergeblickt habe. Wenn ich Gedanken lesen könnte, hätte ich

definitiv bemerkt, dass sie etwas im Schilde führte.« Er fixierte mich mit einem Blick, der mich anflehte, zur Vernunft zu kommen. »Denk doch mal darüber nach, E. Sie hat mich bedroht und dann wird nur wenige Stunden später auf mich geschossen? Das kann einfach kein Zufall sein.«

»Ich verstehe, was du meinst. Aber ich habe sie gefragt, sie hat es abgestritten und ich habe beschlossen, ihr zu glauben. Außerdem hat es keinen konkreten Beweis dafür gegeben, dass sie tatsächlich hinter dem Angriff auf dich gesteckt hat.«

Seine Kiefer mahlten aufeinander und er schüttelte den Kopf. »Sie benutzt dich. Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass sie nicht dasselbe für dich empfindet wie du für sie.«

Bei dieser Wahrheit in seinen Worten zog sich mein Herz zusammen. »Das weiß ich. Aber all das ist nicht der Grund, warum ich dir überhaupt von unserer vorübergehenden Beziehung erzählt habe. Es geht um meinen Bruder –«

»Klar, sie hat einfach so zufällig die *einzigsten noch lebenden* Mariños um den Finger gewickelt.«

»Abgesehen von dieser Beobachtung war mein Fehler, mich auf sie einzulassen, ohne zu prüfen, ob mein Bruder noch Gefühle für sie hegt.«

Casmiros Lippen pressten sich aufeinander. »Du hast also deine Beziehung zu deinem Bruder ruiniert, indem du mit seiner Freundin geschlafen hast.«

»Sie hat mir gesagt, sie wären nicht zusammen.«

»Sie ist eine Lügnerin, E. Eine geschickte. Es besteht die Möglichkeit, dass sie sogar darauf trainiert wurde, zu lügen.«

»Das ist mir bewusst«, entgegnete ich mit gleichgültiger Stimme und weigerte mich, auf den Köder hereinzufallen.

Er seufzte. »Deshalb hast du sie von dem Fall abgezogen? Weil ihr beide – eure, äh ... vorübergehende Beziehung beendet habt?«

»Nein. Ich musste Elia vom Gelände haben. Zahra musste auch weg. Sie hat alles verkompliziert, mein Ziel durchkreuzt und ich würde auch nicht gerade behaupten, dass es mir gefallen hat, dass sie meinen Bruder geküsst hat. Ich wollte mich nicht mit den

Gefühlen auseinandersetzen, die das in mir ausgelöst hat. Es hat mich abgelenkt. Es hat mich ... wütend auf ihn gemacht. Ich bin sonst nie wütend auf ihn.« Ich runzelte die Stirn und merkte, dass ich diese Wut immer noch in mir trug.

»Wow«, hauchte Casmiro, schüttelte ungläubig den Kopf und spottete. »Ich habe dich noch nie so über eine Frau reden hören; das zeigt, dass du das nicht nur sagst, weil der Sex gut gewesen ist. Du magst sie wirklich, oder?«

Ich seufzte. »Das liegt jetzt in der Vergangenheit. Nichts davon spielt noch eine Rolle«, sagte ich. »Deshalb bin ich so schlecht gelaunt. Du wolltest den Grund erfahren, jetzt kennst du ihn.«

Casmiro sah mich lange an, bevor er sehr laut seufzte. »Vielleicht ist es besser so. Es wird nichts Gutes dabei herauskommen, wenn du dich an diese Frau bindest.«

»Vielleicht«, murmelte ich und wandte den Blick wieder dem Pool zu.

Es wäre einfacher, wenn mich nicht alles um mich herum an sie erinnern würde – dieser Pavillon, dieser Pool, mein Haus, das Casino, das Büro, sogar die Folterkammern. Es wäre einfacher, wenn meine Gedanken nicht immer wieder zu ihr zurückkehren würden, sobald ich Gewürze oder Vanille rieche oder jemanden Spanisch sprechen höre. Es wäre einfacher, wenn ich, sobald ich die Augen schließe, nicht ihren Gesichtsausdruck vor mir hätte, als ich behauptet hatte, sie sei ein Fehler gewesen.

Das war eine grausame Bemerkung gewesen. Bei allem, was ich über sie wusste, hatte diese Aussage eine tiefere Bedeutung, als ich eigentlich vermitteln wollte.

Aber Casmiro hatte recht. Daraus würde nichts Gutes entstehen. Nicht nur, weil Zahra zahlreiche Geheimnisse hatte, sondern auch, weil ich nicht vorhatte, lange auf dieser Erde zu wandeln. Es hatte keinen Sinn, etwas anzufangen, das ich nicht zu Ende bringen würde, vor allem nicht, wenn ich so kurz davorstand, alles zu bekommen, was ich wollte.